

Endlich, möchte man sagen. Endlich, mit 80 Jahren, hat Annie Ernaux, die in Frankreich zu den bedeutendsten Autorinnen des Landes zählt, auch im deutschen Sprachraum eine verlegerische Heimat gefunden, nämlich im Suhrkamp Verlag. Der „weibliche Proust“, wie Ernaux gern genannt wird, ist also genau dort angekommen, wo ihr männlicher Kollege schon länger zu Hause ist.

„Écrire la vie“ heißt eine vorläufige Gesamtausgabe ihrer Texte in Frankreich, das Leben schreiben. Genau das tut Ernaux in immer wieder neuen Anläufen, seit 1974 ihr erster Text erschien – wie alle Bücher von ihr ohne jede Gattungsbezeichnung. Natürlich ist es ihr eigenes Leben, das da geschrieben wird, aber es ist auch das ihrer Umgebung, ihrer Familie, ja einer ganzen Generation. Ernaux' Projekt einer „kollektiven Autobiographie“ hat immer auch eine soziale Komponente, die das Ich in seine Zeit stellt. Und die dieses Ich als in gesellschaftliche, politische, kulturelle Zusammenhänge eingebunden betrachtet.

Der Text einer Welt

„Um meine damalige Lebenswirklichkeit zu erreichen, gibt es nur eine verlässliche Möglichkeit, ich muss mir die Gesetze und Riten, die Glaubenssätze und Werte der verschiedenen Milieus vergegenwärtigen, Schule, Familie, Provinz, in denen ich gefangen war und die, ohne dass ich mir ihrer Widersprüche bewusst gewesen wäre, mein Leben beherrschten. Die verschiedenen Sprachen zutage bringen, die mich ausmachten, die Worte der Religion, die Worte meiner Eltern, die an Gesten und Gegenstände geknüpft waren, die Worte der Fortsetzungsromane, die ich in Zeitschriften las (...). Mich dieser Worte bedienen, von denen manche noch immer mit der damaligen Schwere auf mir lasten, um den Text der Welt, in der ich zwölf Jahre alt war und glaubte, wahnsinnig zu werden, anhand der Szene eines Junisonntags zu zerlegen und wieder zusammensetzen.“

Worüber nie gesprochen wurde

Reflexive Erinnerungsarbeit fundiert das Schreiben von Annie Ernaux. „Die Scham“ setzt bei einer traumatischen Szene ihrer Kindheit an.

Von Andreas Wirthensohn



Buch für Buch schreibt Annie Ernaux an einer Biographie ihrer selbst und ihrer Zeit. Foto: getty images/Roberto Ricciuti

Das Ereignis jenes Junisonntags im Jahr 1952 ist eine Art Urscene der Schriftstellerin Annie Ernaux, ein poetischer Urgrund, aus dem ihr Schreiben bis heute erwächst. Was ist damals passiert? Die Eltern, Betreiber eines Ladens mit angeschlossener Kneipe, waren beim Mittagessen in Streit geraten. Der Vater, der zu den Vorwürfen der Mutter lange geschwiegen hatte, fing plötzlich an zu zittern und zu keuchen, packte die Mutter und schleifte sie in die Vorratskammer. Die Tochter Annie floh zunächst panisch in den ersten Stock, doch als ihre Mutter nach ihr rief, lief sie wieder nach unten und sah, wie ihr Vater die Mutter mit der einen Hand an der Schulter oder am Hals gepackt hatte. In der anderen hielt er ein Beil.

Ein Nullpunkt

Die Sache ging zum Glück ohne Blutvergießen aus. Am Ende saßen alle drei wieder in der Küche. Und über den Vorfall, den Beinahemord des Vaters an der Mutter, wurde nie wieder gesprochen. „Es war der 15. Juni 1952. Das erste präzise und eindeutige Datum meiner Kindheit. Davor gibt es nur aufeinanderfolgende Tage und das Datum an der Schultafel oder oben in meinem Heft.“

Zwei Fotos (fast unvorstellbar in Zeiten der Digitalfotografie) sind der Autorin geblieben aus diesem Jahr 1952: eines, das sie im Kommunionkleid zeigt, ein anderes, auf dem sie mit ihrem Vater an der Strandpromenade von Biarritz zu sehen ist. Sie zeugen zusammen mit dem traumatischen Elternerlebnis vom Ende der Kindheit und von dem, was diesem Buch den Titel gibt: der Scham über die Welt, aus der sie kommt.

„Es war normal, sich zu schämen, als wäre die Scham eine Konsequenz aus dem Beruf meiner Eltern, ihren Geldsorgen, ihrer Arbeitervergangenheit, unserer ganzen Art zu leben. Eine Konsequenz der Szene des Junisonntags. Die Scham wurde für mich zu einer Seinsweise. Fast bemerkte ich sie gar nicht mehr, sie war Teil meines Körpers geworden. (...) Die Scham ist die letzte Wahrheit. Sie vereint das Mädchen von 1952 mit der Frau, die dies jetzt gerade schreibt.“

Das Ich von einst

Ernaux' Buch über die Scham ist, wie all ihre Bücher, kein erinnerungseliges Eintauchen in die Vergangenheit, sondern der zutiefst reflektierte, auf äußerste Genauigkeit bedachte Versuch, die Welt der damals zwölfjährigen Annie zu beschreiben. Die Autorin nennt ihr Schreiben „écriture factuelle“, eine nichts ausschmückende, manchmal spröde wirkende Annäherung an das Ich, das sie einmal war – immer in dem Bewusstsein: „Es gibt keine wirkliche Erinnerung an sich selbst.“

Dieses im Original bereits 1997 erschienene, wie immer bei Ernaux schmale Buch ist ein Schlüsseltext für das Verständnis dieses einmaligen Œuvres, das hoffentlich irgendwann in nicht allzu ferner Zukunft auch auf Deutsch gesammelt zu lesen sein wird.

Annie Ernaux

Die Scham

Aus dem Französischen von Sonja Finck. Suhrkamp, Berlin 2020, 112 Seiten, 18,50 Euro.

Setze bloß kein Zeichen

Simon Sailers semiotische Erzählung „Die Schrift“ führt in ein Labyrinth von Rätseln und Symbolen.

Von Alexander Peer

Ich vermute, Umberto Eco hätte dieses Bändchen geliebt. Simon Sailer leistet in seinem zweiten Buch eine tragikomische Hommage an Zeichensysteme aller Art. Man muss kein Semiotiker sein, um diese Novelle zu entschlüsseln – ein solcher kann man jedoch werden.

Als Berufsleser neigt man dazu, Texten allgemein allerlei Anspielungen und unterlegte Bezüge zu attestieren. Bei Sailers „Die Schrift“ kann der verbildete Leser gleich mit dem Namen der Hauptfigur eine solche Vermutung wagen. Dr. Leo Buri ist Ägyptologe und ein ausgewiesener Fachmann auf seinem Gebiet. Doch bereits zu Beginn streut der personale Erzähler Zweifel am Status des Wissenschaftlers. In der nordischen Mythologie ist Buri der Stammvater aller Götter. Die sprachliche Herkunft des Namens ist das urgermanische *buriz*, das Sohn oder auch Geborener bedeutet. Doch

am Ende der Novelle weiß man nicht, ob Dr. Leo Buri tot ist oder womöglich nie gelebt hat.

Schuld an dieser unglückseligen Entwicklung trägt eine Schrift, die Buri in die Hände gelangt. Geschickt nutzt Sailer die geheimnisvolle Aura, die dieses Manuskript ausstrahlt, um sukzessive eine Atmosphäre der Paranoia zu entwickeln und sein Erzählvorhaben mit kriminalistischer Raffinesse zu unterfüttern.

Die Zugkraft dieser Entwicklung führt zu einer beispiellosen Auflösung der Hauptperson. Auf sozialer wie psychologischer Ebene verliert Buri mehr und mehr die Bezüge. Dieser offensichtliche Gegensatz zur Kernaufgabe des Zeicheninterpreten, der eben Entschlüsselung und Orientierung anstrebt, schafft beim Lesen keinen geringen Lustgewinn. Sailer versteht es, mit wenigen starken Bildern die Hauptfigur zu skizzieren: „Oder er entdeckte etwas, das

ihn sichtlich überraschte: einen Aschenbecher, in dem eine Zigarette abbrannte, deren aschene Spitze herunterhing wie der Stab eines Seiltänzers.“

Die Beobachtungsgabe und das Verbinden von Bedeutungen stellen zugleich Größe und Niedergang eines solchen Bewusstseins dar. Sailer übertreibt es aber nicht mit den Verweisen, die Geschichte spult flott ab, ohne durch Überfrachtung zu erlahmen. So fallen etwa die Namen der Künstler Marcel Broodthaers und Joseph Kosuth: Zweitgenannter wurde durch die Arbeit „One and three chairs“ berühmt (1965). Dabei wurde plakativ die Trinität von Wort, Bild und dem Objekt selbst ins Verhältnis zueinander gesetzt.

Einmal sitzt Buri im Zug eine Frau gegenüber, die „Tausend Planteaus“ liest, jene Abhandlung von Deleuze und Guattari, durch welche der Begriff des *Rhizoms* geprägt wird: eine These, wonach al-

les mit allem verbunden ist. Für einen vom Verfolgungswahn Gepackten, zu dem Buri auch aus berechtigten Gründen mutiert, sind diese Zeichen geradezu Treibstoff für seine Interpretationen. Obwohl allem Anschein nach die ominöse Schrift die Ursache für die Zerrüttung des Protagonisten ist, hütet er sie wie seinen Augapfel. Gleichzeitig erlebt er Missgunst und Anfeindungen und flüchtet über England schließlich in die Weite der US-amerikanischen *Midlands*.

Eine spannende Lücke eröffnet die Erzählperspektive. Der personale Erzähler ist auf die zuweilen fragwürdigen Quellen des besten Freundes von Buri, Peter Kneiff, angewiesen. Dieser ist offenbar verstorben, ohne dass wir über die Gründe für dieses Ableben etwas erfahren. Durch die Erzählkonstruktion verbinden wir sein Sterben mit dem unheimlichen Schicksal Buris. Gleichzeitig steht

der Erzähler in intimer Nähe zum Protagonisten, wodurch passagenweise eine Intensität entsteht, die meist nur ein Ich-Erzähler zu erzeugen vermag. Formal und inhaltlich leistet damit „Die Schrift“ die überzeugende Aussage, dass wahre Rätsel eben vor allem darin bestehen, sie nicht lösen zu können, wir aber zugleich in einem solchen stecken.

Das liebevoll gestaltete Buch beinhaltet tolle Illustrationen von Jorghi Poll und animiert mit Symbolen am Beginn jeder Seite zum ganzheitlichen Betrachten von Zeichen und Zu-Bezeichnendem.

Das Buch wird am 25. September um 19 Uhr im Literaturhaus Wien präsentiert.

Simon Sailer

Die Schrift

Erzählung. Edition Atelier, Wien 2020, 120 Seiten, 18,- Euro.